Die Tuareg

Ein altes Kulturvolk der Sahara zwischen Vergangenheit und **Zukunft**

von Walter Michler

Walter Michler, Hauptstraße 360, 66773 Schwalbach, Tel.: 06834 / 9513-0

Mobilität als Staatsbedrohung & erzwungene Migration als Kriegsursache:

Die sagenumwobenen Ritter der Wüste zwischen Karawanenhandel, Nomadentum und neuer Zukunft

Wie die Tuareg, Afrikas mobilstes Volk der Wüste, mit deutscher Hilfe eine Startchance für eine neue Existenz erhalten haben

Durch den schmalen Sehschlitz blicken vom Sandstaub gerötete, aber immer noch scharf fokussierende Augen. Ilhada Ag Oula trägt den typischen Tagelmust der Tuareg: Ein indigo-farbenes meterlanges Tuch, das er kunstvoll um Kopf und Gesicht geschlungen hat. Das jahrhundertealte Markenzeichen schützt nicht nur gegen die Sahara-Sonnenglut und die Harmattan-Sandwinde, es dokumentiert vielmehr auch die aristoraktische Höflichkeit der Tuareg. Der Atem des Sprechenden soll den Zuhörer nicht treffen! Die etwas geheimnisvoll wirkende Tagelmust-Verschleierung hat Ilhada und seinen Volksgenossen den Namen „die Blauen Männer der Wüste" verliehen, die mit ihren Kamelen beherrschten, was eigentlich nicht zu beherrschen war: die endlose, - in Augen des Europäers – lebensfeindliche Sahara!

Kein Wunder, daß sich in den ersten Berichten weißer Afrikaforscher über das in der Tat mobilste Volk der Ödnis zwischen Nord- und Schwarzafrika Verklärungen und Verunglimpfungen zu einem realitätsfremden Mythos verdichteten. Als „weißhäutige Ritter der Wüste" waren sie berühmte Krieger und zugleich berüchtigte Räuber, sie galten als Helden und Dichter, als Wegelagerer und arbeitsscheue Faulpelze, als überstolze Adelsherrscher und rästselhafte Navigatoren mit unfehlbaren Landkarten im Gehirn.

Ilhada Ag Oula hat eine solche Karte – oder wie man heute sagen würde – ein GPS-System eigener Art im Kopf. Der 51jährige ist ein Amanar, ein erfahrener Karawanenführer. 267 Kamele hat er gerade aus dem gottverlassenen Wüstenort Taoudeni in die einstige „Königin der Sahara", nach Timbuktu, gebracht. Auch am Beginn des neuen Milleniums verkehren die Azelais immer noch auf der uralten Handelsstraße Malis zwischen Taoudeni und Timbuktu. Diese Salzkarawanen bringen das kostbare Gut aus den Wüstensalinen in die Siedlungsgebiete der Sahelzone und der südlich gelegeneren Savannen.

25 Tage hat Ilhada – unterstützt von fünf Assistenten – gebraucht, um die 53,4 t Salz auf den 267 Kamelen die gut 700 km querfeldein durch die Wüste nach hier zu bringen. Keine Piste, keine Karte, kein Wegweiser hat ihm dabei geholfen. Seine jahrzehntelange Erfahrung, sein kompaßhafter Orientierungssinn, seine zum sechsten Sinn gereifte Wüstenkenntnis bringen ihn immer wieder punktgenau ins

vorgegebene Ziel. Denn Ilhada Ag Oula hat auch schon Karawanen aus den Oasen Fachi und Bilma des Nachbarlandes Niger in den Norden Nigerias dirigiert. Drei Monate benötigt ein solcher Kameltransport für die gut 1200 km lange Strecke. Grob geschätzt, beläuft sich der Umfang des jährlichen Karawanenhandels in der Sahara und im angrenzenden Sahel auf 30.000 Kamele.

„Wir haben Pech und Glück zugleich gehabt", erzählt Amanar Ilhada beim Lagerfeuer am Stadtrand von Timbuktu. Unterwegs seien sie in einen tagelangen schweren Wüstensturm gekommen. Da kam auch er von der altgewohnten Route ab. Dies und der vom Sturm erzwungene Stopp ließen den Wasservorrat bald zur Neige gehen. „Wir mußten acht Kamele töten, tranken ihr Blut, um dem Verdurstungstod zu entrinnen." Die mörderische Strapaze steht ihm und seinen Helfern noch im Gesicht geschrieben. So ist er froh, daß diesmal ihr Transport in Timbuktu endet. „Die ganze Ladung", erklärt Ilhada, „geht mit dem Schiff weiter nach Mopti. Die alte Handelsstadt am Nigerufer wurde von Malis französischen Kolonialherren vielfach als das „Venedig Schwarzafrikas" bezeichnet. Timbuktu selbst liegt ca. 30 km nördlich des mächtigen Nigerbogens.

Heute ist die Stadt mit rund 40.000 Einwohnern von malerischen weißen Sanddünen umgeben. Diese machtvollen Boten der Wüste machen noch immer deutlich, daß man hier die Pforte zu einer anderen Welt passiert. Und in der sind die Sahara und ihre Ausläufer nach wie vor der Feind des Menschen. Die an den Stadtrand herangerückten Sandlawinen haben bereits die ersten Häuser zerstört. Der von Menschenhand errichtete, aber spärliche Grüngürtel bietet nur ungenügenden Schutz: Die Mobilität der Wüste wird – wenn nicht Wirksameres geschieht – die sagenumwobene Goldstadt des Trans-Sahara-Handels völlig unter sich begraben.

Timbuktu, einst blühender Teil der orientalischen Welt und Brückenkopf schwarzafrikanischer Großreiche, ist heute isolierter denn je. Rund vier Jahrzehnte nach Malis Unabhängigkeit existiert immer noch keine befestigte Straße, die Timbuktu mit dem südlichen Kernland – d. h. mit der Außenwelt verbindet. In der monatelangen Regenzeit ist die Stadt für Normalbürger und den Handel nur über den Nigerfluß zu erreichen. Bis zum Asphaltnetz in Mopti sind es 400 km oder – je nach Motorkraft der eingesetzten Holzboote – drei bis sechs Tage.

Rückblick: Die Tuareg als Motoren eines goldenen Zeitalters

„Wir zogen durch den Schutt, der sich rund um den Erdwall der Stadt angesammelt hatte, ließen eine Reihe schmutziger Rohrhütten zu unserer Rechten und betraten so die engen Straßen und Gassen, welche kaum zwei Reiter nebeneinander passieren können", schrieb Heinrich Barth am 7. September 1853 in sein Tagebuch. Über Timbuktu war der berühmte Afrikaforscher – auch wandernde Universität genannt – tief enttäuscht, traf er doch die Stadt im selben Zustand an wie wenig vor ihm René Caillié.

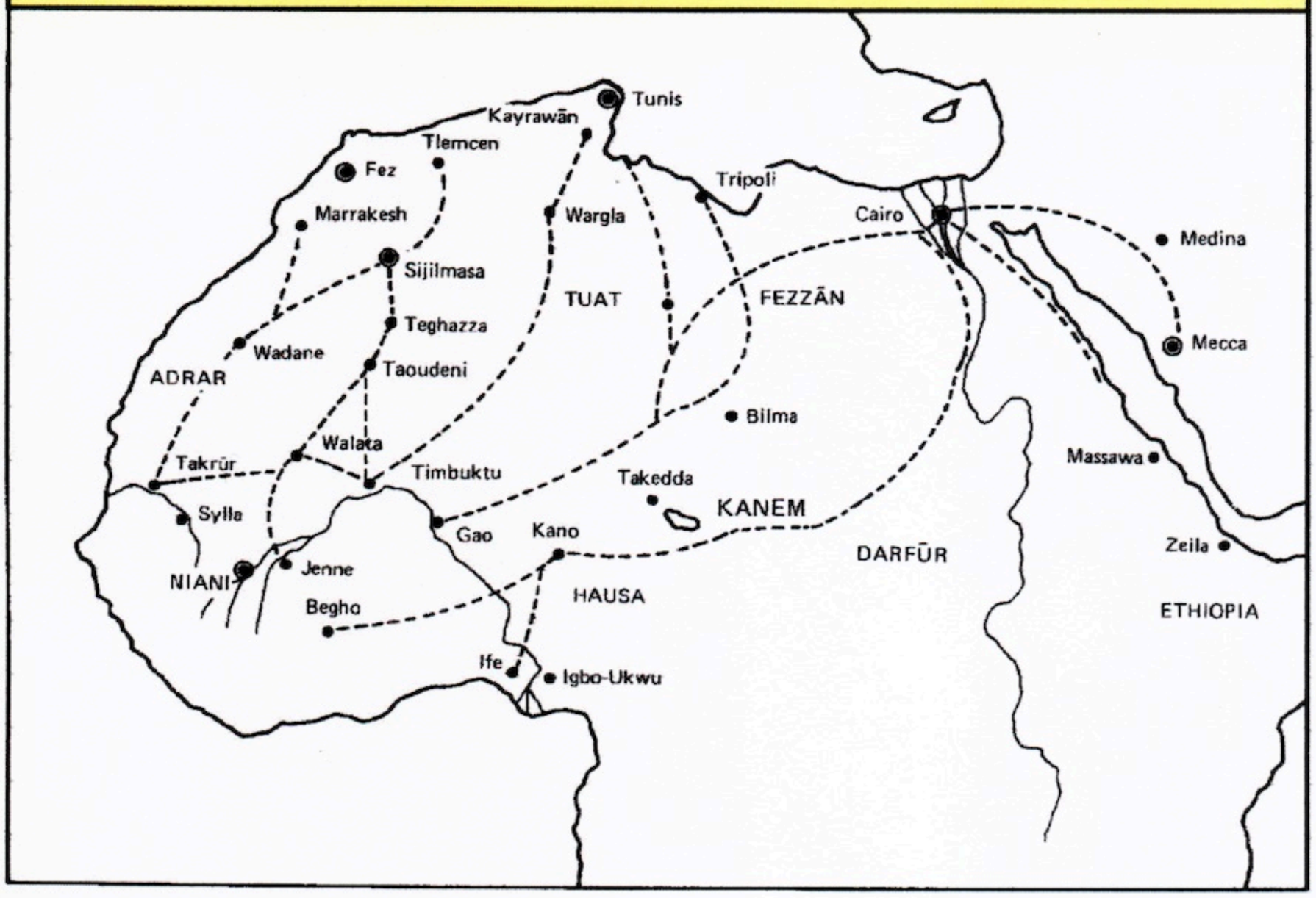
Der französische Wiederentdecker Timbuktus hatte die einstige „Königin" als eine armselige Ansammlung von Lehmhäusern und vielen Ruinen beschrieben. Ganz so heruntergekommen ist sie heute nicht mehr. Timbuktu präsentiert sich als quirlig lebendige Wüstenmetropole in Lehmbauweise; im ewig staubigen Zentrum der Stadt sind die Gassen immer noch so eng wie zu Barths Zeiten, und auch die zwei- oder dreigeschossigen Bürgerhäuser scheinen noch aus jener Epoche zu stammen. Der Markt der Stadt ist übervoll mit Waren und von Käufern reichlich besucht. Wie früher lebt Timbuktu vom Handel und der Landwirtschaft an den Nebenarmen des nahen Nigerflusses. Es gibt sogar Strom und internationale Telefonverbindungen sowie einen ziemlich kümmerlichen Airport mit unregelmäßig verkehrenden

Kleinflugzeugen. Das beste Hotel der Stadt besitzt nicht mal ein funktionierendes Faxgerät, geschweige denn einen E-Mail-Anschluß. Wer den mühsamen Weg aus Übersee bis nach hier endlich geschafft hat, trifft auf eine erbärmliche touristische Infrastruktur.

Vor 500 Jahren war dies anders. „Im Mittelalter wurde Timbuktu zu einer Hochburg innerhalb der gesamten islamischen Welt", erläutert der Historiker und Religionswissenschaftler Salem Ould Elhadj, der an der Islamischen Bibliothek der Stadt arbeitet. „Die besten Gelehrten und die wißbegierigsten Studenten kamen aus Nordafrika, Arabien und den schwarzafrikanischen Reichen hier zu uns nach Timbuktu." Das außergewöhnliche Niveau seiner Universität wird auch von den arabischen Chronisten der damaligen Zeit bestätigt.

Timbuktu gedieh zum Kristallisationsort eines eigenständigen schwarz-islamischen Humanismus. Diese geistige Blüte gründete sich auf einen ebensolchen materiellen Wohlstand. „Denn Timbuktu" – so Salem Ould Elhadj – war mindestens drei Jahrhunderte lang, von 1300 bis 1600, das größte Handelszentrum Westafrikas." Oder anders gesagt: Timbuktu war ein Schnittpunkt, ein Nucleus transkontinentaler Mobilität. Diesem Faktor verdankte die Provinzmetropole ihren materiellen wie geistigen Reichtum. Und ohne die Tuareg hätte es die Stadt vermutlich niemals gegeben, wurde sie doch kurz nach dem Jahr 1000 von diesen gegründet.

Hauptkarawanenstraßen im Mittelalter



Etwa zur gleichen Zeit begann die Hochphase des Trans-Sahara-Handels, der für die kommenden Jahrhunderte die Europa ebenbürtigen schwarzafrikanischen Reiche – wie Ghana, Mali, Songhai, Kanem – mit den prosperierenden Zentren des Maghreb und Orients verbinden sollte. Wohlstand und Reichtum auf beiden Seiten der Sahara gründeten sich ganz wesentlich auf die mobile Überwindung dieses natürlichen Sperrgürtels, dessen Nord-Süd-Ausdehnung 2000 km mißt.

Schwarzafrika bot damals ein leuchtendes Gegenbild seiner heutigen Realität. „Man sagt, daß es in Mali 400 Städte gibt. Seine Bewohner sind reich und führen ein sorgenfreies Leben. Um sich das erklären zu können, genügt es, die Goldminen zu erwähnen und die Pflanzungen der Kolanüsse", berichten die arabischen Geschichtsschreiber. Selbst die europäischen Herrscherhöfe erreichte im 14. Jhdt. die Kunde vom sagenhaften Goldland Mali, dessen Ausdehnung mächtiger als das Reich Karls des Großen war. Den lukrativen Handel mit Gold, Elfenbein, Gewürzen, Salz, Datteln, Gummi-Arabicum, Leder- und Eisenwaren, mit Waffen, Sklaven und vielem mehr besorgten zum größten Teil die Tuareg, die den Trans-Sahara-Handel im 15. Jhdt. zeitweilig ganz dominierten. Schätzungen zufolge erreichten damals mindestens 30.000 Kamele (vielleicht auch die doppelte Zahl) Timbuktu.

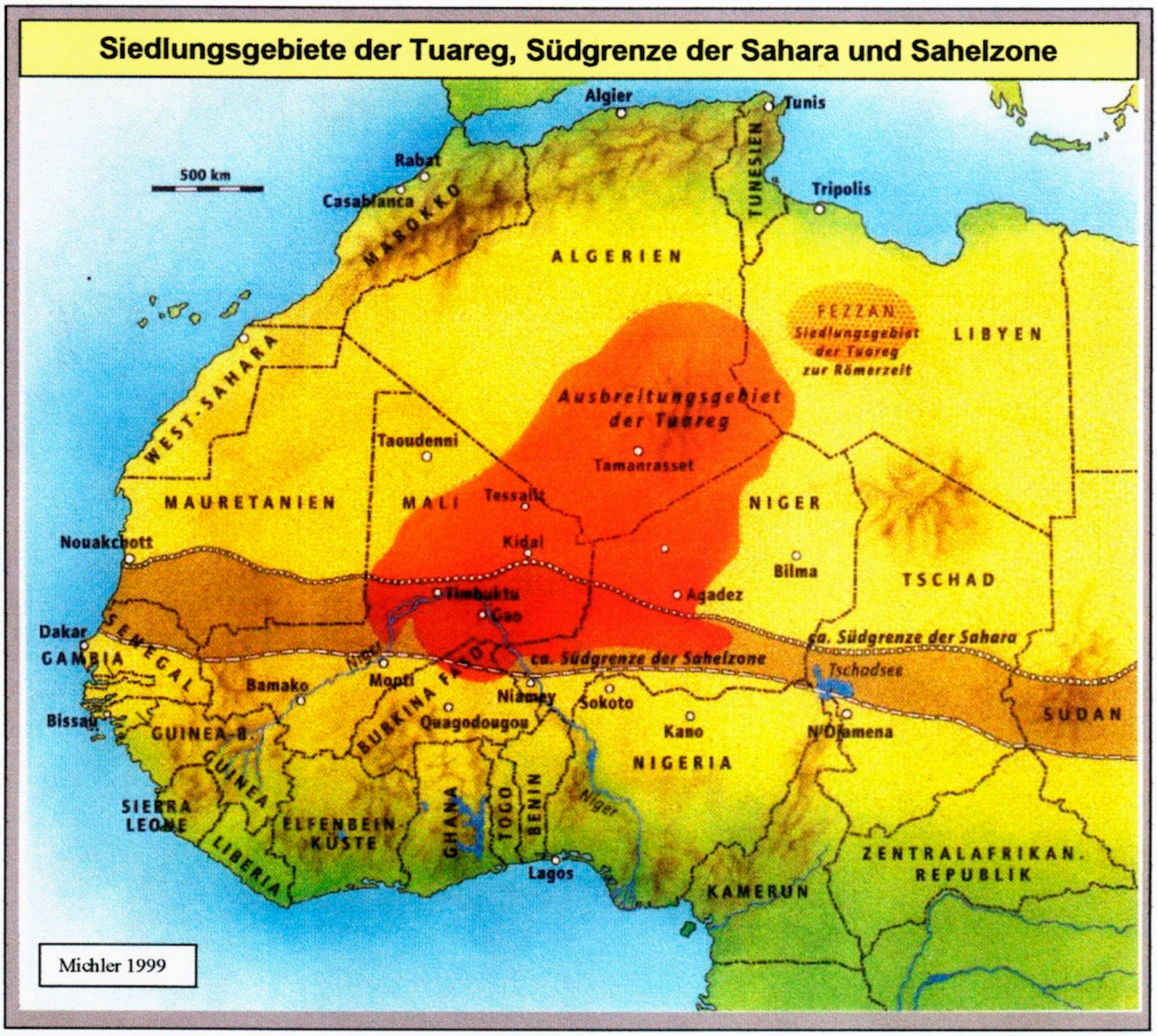
Die „Not" ließ die Tuareg die Wüste beherrschen lernen. Zu den Berbern Nordafrikas gehörend, zählten sie zu den sog. Ureinwohnern dieses Großraums und ihr Kernsiedlungsraum zur Römerzeit war der Fezzan in Libyen. Weil sie sich den arabischen Invasoren nicht beugen wollten, wichen sie – noch vor dem Jahr 1000 – schutzsuchend in die Gebirgszonen der Sahara aus. Von hier verlagerte sich ihr Hauptlebensraum unter geschickter Anpassung an die extreme Natur allmählich weiter nach Süden, und zwar in die ökologisch labilen Savannen der Sahelzone, dem „Ufer der Wüste". Als sie hier ankamen, waren seit dem Aufbruch aus dem Fezzan etliche Jahrhunderte vergangen.

Ohne ihre Kamele hätten die Tuareg diese Transformation gar nicht überlebt. Deshalb genießen die „Wüstenschiffe" auch heute noch bei ihnen eine mystische Verehrung. Andererseits hatte der geschilderte Prozeß zur Konsequenz, daß Mobilität und Migration zu einem Bestandteil der Tuareg-Identität wurden.

Der alte Amanar Ilhada Ag Oula weiß viel über diese alten Zeiten zu berichten. Die mündliche Überlieferung der Tuareg hat den Jahrhunderten getrotzt. „Die großen Karawanen – mit ihnen zogen auch die Pilger über Nordafrika nach Mekka – zählten manchmal mehrere tausend Kamele. Und wir Tuareg waren stark genug sie über die 2000 km lange Strecke sicher ans Ziel zu bringen. Ohne uns hätte es den größten Teil des Karawanenhandels nicht gegeben." Über die eigenen Raubzüge schweigt sich Ilhada aus. Mit ihren gut bewaffneten Kameltrupps unternahmen die Tuareg tiefe Vorstöße in die Gebiete der schwarzafrikanischen Völker, um dort die von Nordafrika und Arabien nachgefragten Sklaven und auch anderes Beutegut zu machen.

Und warum kam es seit der Abwanderung aus dem Fezzan nie zur Gründung eines eigenständigen Tuareg-Reiches von Dauer? „Dafür war unser Siedlungsgebiet einfach zu groß", erklärt Ilhada. „Und die endlosen Weiten der Sahara und des Sahel förderten den Individualismus der einzelnen Tuareg-Gruppen, die hunderte Kilometer getrennt voneinander lebten." Tatsächlich erstreckt sich ihr Siedlungsgebiet über gut zwei Millionen Quadratkilometer.

Die herausragende Rolle der Tuareg in diesem Großraum erlosch, als 1591/92 eine marokkanische Invasion Timbuktu in Schutt und Asche legte und als sich danach der Handel immer mehr zur Küste verlagerte, bedingt durch den sich globalisierenden Aufstieg der europäischen Schiffahrtsnationen. „Was jedoch unserer Kultur und Existenzweise den Todesstoß versetzte", sagt Ilhada Ag Oula beim Abschied in Timbuktu, „das war die französische Kolonialmacht, die sich ja über unser ganzes Siedlungsterrain erstreckte."



Vernichtende Konsequenzen und bleibende Erblasten des europäischen Expansionsdranges

Am Beginn der Kolonialzeit, also gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, lebte der weitaus größte Teil der Tuareg in der Sahelzone am Südrand der Sahara, die man vereinfacht als Übergangsregion zwischen der Wüste und dem eigentlichen Lebensraum Schwarzafrikas bezeichnen kann. Schon seit dem ausgehenden Mittelalter war die Bedeutung des Tuareg-Kamelnomadentums zugunsten der Ziegen-, Schaf- und Rinderzucht immer mehr zurückgegangen. Der hohe Prestigewert des Kamels und der Karawanenzüge blieb zwar bestehen, aber die eigentliche Lebensgrundlage bildeten die anderen genannten Herden sowie der Handel mit diesen Tieren.

Die Nord-Süd-Ausdehnung der quer durch den ganzen Kontinent verlaufenden Sahelzone beträgt durchschnittlich 400 Kilometer. Auch am „Ufer der Wüste" konnten die Tuareg nur überleben, indem sie mobil blieben. Während der Regenzeit oder kurz danach zogen sie mit ihren Herden in den Norden des Sahel, während der Trockenzeit wanderten sie in die Südregionen mit ihren etwas stabileren Weidegründen. Das gilt auch gegenwärtig noch von etlichen Tuareggruppen. Ein Teil dieser Nomaden hielt bis heute am Karawanenbusiness fest: Ein Familienverband übernimmt die Organisation und Durchführung des

Karawanentransportes, zu dem etliche andere ihre Kamele beisteuern. Ein anderer Teil der Tuareg war seit dem Mittelalter in den Oasen seßhaft geworden und betrieb dort sehr erfolgreich Ackerbau. Nur diese Seßhaften waren in den Augen der Kolonialherrscher kontrollier- und regierbar.

Die über die französischen Verwaltungsgrenzen hin- und herziehenden Nomaden galten jedoch als Sicherheitsrisiko, und noch mehr die Karawanen: Konnten sie doch Waffen aus einer Widerstandsregion in die andere schmuggeln. Die Franzosen schränkten daher diesen traditionellen Handel ein oder verboten ihn in einigen Gebieten ganz. Außerdem kam es zu zahlreichen Aufständen der freiheitsliebenden Tuareg gegen die Fremdherrschaft. Nach anfänglichen Erfolgen wurden sie von der Kolonialarmee brutal niedergerungen und ihre Elite entmachtet.

Als Frankreichs Territorien ihre Unabhängigkeit erhielten, machten die neuen Herren die künstliche Grenzziehung der Europäer zum kontinentalen Grundgesetz. Obwohl dadurch alte Wirtschafts- und Lebensräume zerschnitten wurden, sollte an den Willkürgebilden der weißen Interessen keinerlei Veränderung vorgenommen werden. Der Verlauf der Grenzen galt als heilig und ihre Respektierung kam einem Gebot Gottes gleich: Die Mobilität der Nomaden – welche die Phantasielinien nicht respektierten – wurde zur Staatsbedrohung deklariert!

„Die Franzosen respektierten zumindest noch unseren Stolz. Aber die Republik Niger beschloß, die Tuareg für ihre „Unverschämtheit“ und für ihre Vergangenheit als „Sklavenhändler“ teuer bezahlen zu lassen ..... Im Norden Nigers (dem Siedlungsgebiet der Tuareg) war die Nichtentwicklung das einzige Projekt, das von den Verantwortlichen in der Hauptstadt Niamey mit Eifer verfolgt wurde ..... Die Soldaten Malis, kaum bei der Tuareg-Bevölkerung angekommen, beschlagnahmten die Kamele, vergewaltigten die Frauen, plünderten. Ihre Regierung verbot uns den Karawanenhandel und belegte unsere Viehherden mit hohen Steuern. Sie trieben uns auf einen Höllenweg, den sie mit Verbrechen und Demütigungen pflasterten“, schreibt Mano Dayak, der wohl einflußreichste Tuareg-Führer der jüngsten Zeit, in seinem Buch „Die Tuareg-Tragödie“.

Auch eine ethnische Komponente spielte bei diesen Repressalien im Niger und in Mali (in den zwei Ländern lebt der weitaus größte Teil der Tuareg) eine Rolle: In beiden Staaten waren schwarze Regierungen an der Macht, deren Völker auch die breite Mehrheit bilden. Von diesen wurden die berberischen Tuareg vielfach als „weiße Fremdlinge“ eingestuft, was in der Realität längst jedoch nicht auf alle Tuareg zutrifft. In Mali provozierten die Übergriffe und die Unterdrückung einen Aufstand der alten Wüstenkrieger (1962-64). Malis Armee schlug die Erhebung mit ihren modernen Waffen brutal nieder. Abertausende Tuareg flüchteten nordwärts nach Algerien. Ein Teil von ihnen kehrte während der 60er Jahre wieder zurück, ein anderer Teil wanderte nach Libyen ab, wo sie später in Gaddafis „Islamische Legion“ integriert wurden.

Die Tuareg: Sagenhafte Geschichte und leidvolle Gegenwart

Ritter der Wüste : heißt ihre verklärende Bezeichnung seit dem Mittelalter. Die mit Schwertern bewaffneten, tief verschleierten Helden der Sahara wurden in Europa schon früh zum Mythos und zum bekanntesten Wüstenvolk. Selbstbezeichnung als „Kel Tamaschek" - Leute, die das Tamaschek sprechen (eigenständige Berbersprache mit eigener Schrift: Tifinar).

Uraltes Kulturvolk : zu den hellhäutigen Berbern Nordafrikas gehörend und ursprünglich im mittlleren Libyen (Fezzan) ansässig; bekämpften zunächst die Römer und wurden später durch die arabischen Invasoren (7.-11. Jhdt.) in die Zentralsahara abgedrängt, dann Festsetzung in der sog. Sahel-Zone (Savannen-Südrand der Sahara).

Händler der Sahara : seit dem 11. Jhdt. bis in die Gegenwart z.T. Beherrschung des Trans-Sahara-Handels (Kamelkarawanen; früher: Gold, Elfenbein, Stoffe, Sklaven; heute: Salz); alte militärische Dominanz (Raubzüge) bedingte Konfliktverhältnis mit den schwarzen Völkern während der letzten vier Jahrzehnte.

Wandernde Viehzüchter : das Kamel ist zwar das Prestigeobjekt ihrer Kultur und Bestandteil der Tuareg-Identität, aber ihre eigentliche Lebensgrundlage sind die Ziegen-, Schaf- und Rinderherden, mit denen sie - angepaßt an die z. T. extremen Klimabedingungen - von Weidegrund zu Weidegrund ziehen müssen.

Opfer des Kolonialismus : Von den Franzosen militärisch niedergerungen und im Sahara-Handel behindert, von den jungen Nationalstaaten („Geschöpfe des Kolonialismus") als ständiges Sicherheitsrisiko („wilde Nomaden") verfolgt und vernachlässigt.

Tödlich gefährdet : verschlechterte Klimaverhältnisse und langjährige Übernutzung der Weiden führten zur Verwüstung und erzwingen Seßhaftwerdung eines Großteils der Tuareg als Ackerbauern - Experten sprechen vom endgültigen Aus der 2000jährigen Tuareg-Kultur.

Kurden Afrikas : die heute ca. 1,3 - 1,5 Mio. zählenden Tuareg leben als Minderheit in fünf Staaten (Niger, Mali, Algerien, Burkina Faso, Libyen) und sind in etliche Großgruppen und Fraktionen zersplittert. Die mit Abstand größten Tuareg-Gruppen siedeln im Niger und in Mali (10 % bzw. 6 % der Gesamtbevölkerung).

Überlebensbedingungen im tragischen Wandel

Apocalypse now auf afrikanisch: So wie hier sah es auch in Vietnam aus, als die Amerikaner ihre Entlaubungsmittel über einige heftig umkämpfte Waldgebiete gesprüht hatten. Von dem einstmals undurchdringlichen Naturparadies vor uns sind nur noch die grauschwarzen Baumstämme mit ihren stärksten Ästen geblieben, die sich als schlangenartig gewundene Zacken skurril in den Himmel recken. Dessen vom Harmattan-Wind dunkel getrübtes Firmament hat sich der Szenerie von Zerstörung und lebloser Öde angepaßt. Die von der Sonne halb verkohlten Holzstämme erscheinen als Keimlinge einer anderen Welt und von einer ebenso fremden Macht in die endlose Sandlandschaft gesteckt.

„Hier sieht es aus wie nach einem Nuklearangriff", kommentiert Dr. Henner Papendieck, ein langjähriger Afrikakenner und heute nach Mali entsandter Entwicklungsexperte der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ). Als solcher ist er für das wohl größte Tuareg-Unterstützungsprojekt verantwortlich, das es je gegeben hat. Aber davon später.

Mit Henner Papendieck unternehme ich eine ausgedehnte Reise durch den Norden Malis, der auch für den Lebensraum der Tuareg im Niger ziemlich exemplarisch ist. Dabei will er mir die ökologischen Überlebensprobleme in der Sahelzone am

Südrand der Sahara vor Ort demonstieren. „Das einstige Waldareal hier vor uns, es liegt zwischen Gatié-Loumo und dem Nigerfluß, hatte eine riesige Ausdehnung“, fährt Henner Papendieck fort. „Aber die Dürren der 70er und 80er Jahre haben hier nichts als verbrannte Erde hinterlassen.“ Früher sei der enorm wasserreiche Nigerfluß mit seinen jährlichen Überschwemmungen bis hierhergekommen. „Aber das ist längst vorbei. Sein Wasser dringt nicht mehr in dieses Gebiet. Warum weiß so recht keiner.“ Wohl wegen letzterem haben die Bewohner der Nachbarorte die neue Wüste für ein Strafzeichen Allahs gehalten und nicht mal die verdorrten Stämme als Brennholz abtransportiert.

Weiter im Norden, unweit des Faguibine-Sees erwischt uns der Harmattan schon kurz nach Sonnenaufgang mit seiner vollen Kraft. Einige Tuareg haben gerade mit den Herden ihre Siedlungen verlassen. Der zum Sturm gewordene Wind peitscht übers Land und die nahen Dünen, mehlfeiner weißer Sand wirbelt hunderte Meter hoch, hüllt, ja begräbt Mensch und Tier unter seinem Staubmantel, verdeckt Himmel und Sonne und verleiht der ohnehin kargen Fremdheit der Natur ein gespenstisches Aussehen. Die kümmerlichen Zeltgebilde, die Einfach-Hütten aus Dumpalmen-Matten werden fast hinweggefegt. Die mikroskopisch kleinen Sandkörner dringen in Augen, Mund, Nase, Lunge, ganz einfach in alles und durch alles: Nicht nur die extreme Hitze und die oft mehrjährigen Dürren sind hier der Feind des Menschen, sondern auch die Sand-Luft. Wie – so drängt sich die Frage auf – soll man unter diesen Umweltbedingungen ein menschenwürdiges Dasein fristen können, selbst wenn man alle Errungenschaften der reichen Welt besäße?

Man muß den manchmal orkanartigen Harmattan erlebt haben, um wenigstens eine Ahnung vom Überleben im Sahel zu besitzen. Kein Wunder, daß die Kraft dieses monatelang unermüdlichen Windes ausreicht, ganze Landschaften auf Trab zu bringen: Nicht nur in Timbuktu, sondern auch in Goundam, Mbouna, Bintagoungou - um nur einige Beispiele zu nennen - sind die Sanddünen direkt bis an den Ortsrand herangerückt. Hie und da sind bereits einige Lehmhäuser unter ihrem Ansturm zusammengebrochen. Doch der Mensch stemmt sich dagegen. Baum- und Gräserpflanzungen sollen verhindern, daß die Dünen die Dörfer und kleinen Städte ganz unter sich begraben.

„Zwanzig bis vierzig Rinder konntest Du damals vor Deinen Augen verrecken sehen. Es gab kein Wasser, keine Nahrung mehr. Die Leute haben schon Anfang der 70er Jahre ihr ganzes Vieh verloren. Und im Grunde genommen dauert diese Katastrophe immer noch an!“ Die Dürren der letzten Jahrzehnte hätten Leben und Schicksal der Tuareg und der anderen Nomadenvölker im Sahel total verändert, berichtet Alhous Ag Tajou weiter. Nachdem ihre 300 Rinder verendet waren, mußte seine Familie die generationenalte Viehhalterexistenz aufgeben. Abertausende erging es genauso.

Der Tuareg Alhous Ag Tajou lebt heute als Touristenführer in Timbuktu. Als junger Bursche hat er mit der Viehherde seines Vaters die „Gourma“ durchwandert, jene Weidelandschaft, die zwischen Timbuktu und Gao etwas südlich des Niger gelegen ist. „Die Gourma-Region war noch vor 1970 ein einzigartiges Paradies, mit Wäldern, Löwen, Elephanten, Giraffen und Gazellen. Und heute muß ich beim Anblick der Gourma die Augen schließen, um nicht weinen zu müssen.“ Gewiß habe sich das Gebiet - wie die meisten Weiden in Nord-Mali - wieder etwas erholt. Aber die frühere Üppigkeit sei fast überall verschwunden. „Die Leute im Norden wissen, daß die blühende Epoche der Nomadenkultur vorbei ist“, bilanziert Alhous Ag Tajou.

Was ist in der Sahelzone passiert? Sind die an vielen Orten zu sehenden Wanderdünen ein überdeutlicher Beleg dafür, daß die Sahara auf breiter Front nach Süden schreitet? Sind die schweren Dürren seit der Unabhängigkeit ein sichtbarer Beweis für eine bedrohliche Klimaveränderung? Muß man folglich den Sahel als

einen Überlebensraum für den Menschen abschreiben? Über viele Details der Antworten auf diese Fragen streitet die Wissenschaft noch. Im folgenden seien einige der gesicherten Erkenntnisse kurz zusammengefaßt.

Wandert die Wüste ?

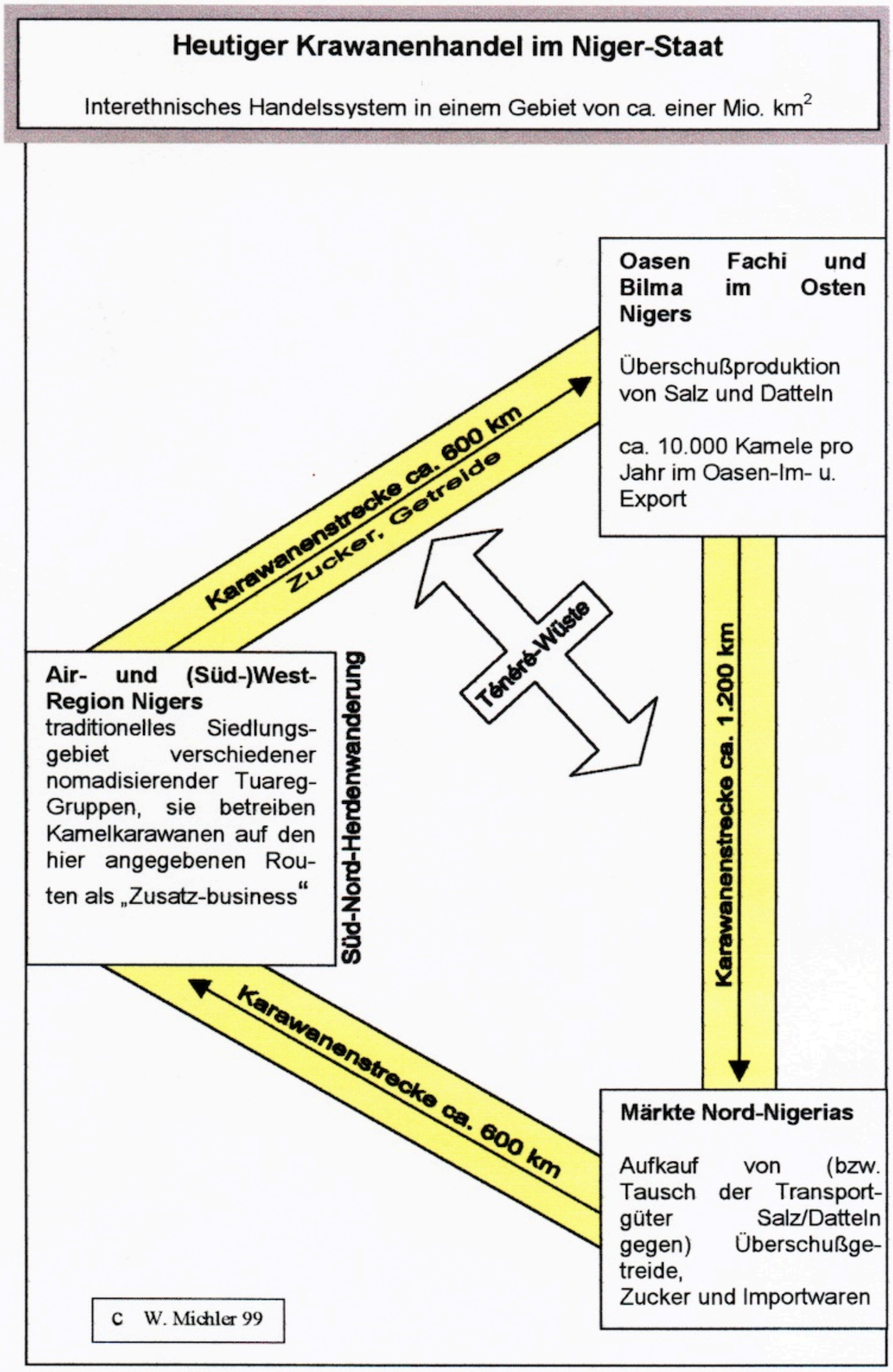
Der Boden des Sahel besteht an vielen Orten aus Dünen (Alter 5.000 bis 40.000 Jahre), die mit einer unterschiedlich dicken Humus-Schicht bedeckt sind bzw. bedeckt waren. Auf diesen Sanddünen wuchsen daher z. T. sehr üppige Weiden, Büsche und Bäume. Noch mehr als die Zahl der Menschen stieg der Viehbestand während der letzten hundert Jahre. Hinzu kam, daß sich während der langen Gunstperiode – die Phase guter Regenzeiten vor 1970 - Ackerbau und Weidegründe weiter in den ohnehin anfälligeren Norden des Sahel vorschoben.

All dies führte zu einer Übernutzung: Das Gras wurde schneller abgefressen, als es nachwachsen konnte; zu viele Bäume und Büsche wurden gerodet (für Felder, Brennholz und Häuserbau); bewirtschaftetes Land wurde z.B. wegen zu geringer Erträge wieder aufgegeben. Konsequenz war, daß die Humusschichten der Dünen ihres natürlichen Bewuchses beraubt und damit schutzlos dem monatelangen Wind preisgegeben waren. Die Humusschicht wurde folglich weggetragen oder vom Regen weggespült, und anschließend begannen die so entblößten Dünen wieder mit ihrer alten wandernden Tätigkeit. Das heißt aber auch: Nicht die Sahara schreitet von Norden nach Süden voran, sondern es handelt sich im Sahel primär um ein Problem der „Desertifikation von innen“, nicht durch die Natur, sondern durch Mensch und Vieh verursacht: Innerhalb des Sahel sind Wüsteninseln entstanden, die sich graduell miteinander vernetzen. Nur an wenigen Stellen rückt auch die eigentliche Sahara vor, aber dies hat weder die Weidegründe noch den Ackerbau tangiert. Die Gegenstrategie muß sich daher darauf konzentrieren, die Übernutzung innerhalb der Sahelzone zu verhindern. –

Schicksalszone durch acht Staaten

Der sahelische Kernraum erstreckt sich über eine Distanz von 5.500 km vom Senegal bis an die Rotmeerküste Eritreas; seine durchschnittliche Breite (Nord-Süd-Ausdehnung) macht 420 km aus; damit beträgt seine Gesamtfläche rund 2,32 Mio. km^2 (fast doppelte Größe Malis), und seine Einwohnerzahl beläuft sich schätzungsweise auf 40 Mio. Menschen (1995). Seine nördliche Grenze wird durch die 200 mm-Niederschlagslinie und seine südliche durch die 600 mm-Linie definiert (langjährige Durchschnittswerte). Trotz anderslautender düsterer Prophezeiungen ist der Sahel heute die land-locked-Region Afrikas, die am wenigsten auf Nahrungsmittelhilfe aus Übersee angewiesen ist.

Ferner sind am Rande einer enorm großen Wüste „Unzuverlässigkeiten der Natur“ eigentlich keine Überraschung: Ungleich verteilte Regenmengen, Dürreperioden, aber auch Gunstperioden (mit langjährigen überdurchschnittlichen Niederschlägen) gehören zum normalen Klimageschehen des Sahel! Viele Bewohner, Politiker und Journalisten haben jedoch allein die Gunstphasen als den Normalfall betrachtet. Ob zu all dem noch eine bleibende - jedoch geringfügige - Klimaverschlechterung hinzu kommt, ist gegenwärtig noch nicht entscheidbar. Denn dafür war der Beobachtungszeitraum der letzten Jahrzehnte noch zu kurz. Mali hat übrigens mit deutscher Unterstützung – auch hier waren GTZ-Experten beteiligt – einen Nationalen Umwelt-Aktionsplan entwickelt und in Kraft gesetzt. Der soll am Beginn des neuen Milleniums auch zu einem angepaßteren Verhalten des Menschen im Sahel führen.



Erzwungene Migration und Re-Migration als Teilursachen und Auslöser eines schmutzigen Krieges

Die Dürren und die Verschlechterung der Lebensbedingungen im Sahel, gepaart mit der zwischen Unterdrückung und Ausgrenzung hin und her schwankenden Politik der Regierungen, bedingten mehrere Migrationswellen der Tuareg aus Mali und Niger. Neben der intrastaatlichen Abwanderung in die Städte flüchteten zehntausende Tuareg vor allem nach Algerien, Libyen, Nordnigeria. - Mitte der 80er Jahre besaß fast jede Familie der Sahel-Tuareg ein Mitglied, das in einen arabischen oder einen anderen schwarzafrikanischen Staat emigriert war. So erhielt auch Gaddafis „Islamische Legion“ neuen Zustrom. 20.000 Tuareg durchliefen eine militärische Ausbildung und 7000 kämpften als Berufssoldaten im Tschad und Libanon sowie im iranisch-irakischen Grenzkrieg.

Als Gaddafi seine Legionäre nicht mehr brauchte und auch Algerien zu einer Abschiebungspolitik überging, provozierte dies wenig später in Mali und im Niger einen erneuten Waffengang. Der führte zu einer abermaligen Fluchtwelle. Allein aus Mali suchten 150.000 Tuareg in den Nachbarländern, hauptsächlich in Mauretanien Schutz; weitere 150.000 Bewohner Nord-Malis – nicht nur Tuareg – wurden innerhalb des Landes zu Vertriebenen. Und im Niger wurden vermutlich einige Zehntausend Tuareg zur Abwanderung gezwungen. Die Informationsgesellschaft des vermeinlich globalen Dorfes hat diese Zahlen wie auch das genaue Ausmaß der vergangenen Migrationswellen nur bruchstückhaft dokumentiert.

„Ein Bild des Zerfalls in einem desolaten Niemandsland bot sich mir und meiner Frau, als wir während einer längeren Waffenpause einige traditionelle Tuareggebiete in Mali bereisten“, erinnert sich GTZ-Projektleiter Henner

Papendieck. „In jenen Orten und Plätzen, wo nicht alle geflüchtet waren, hatten die Menschen pestartige Beulen und Furunkel, also Erkrankungen, die durch extremen Wassermangel und extrem schlechtes Wasser verursacht werden." Die malische Gendarmerie und Armee ging gegenüber den aufständischen Tuareg-Guerillagruppen zu einer Militärstrategie der verbrannten Erde über. „Die haben die Brunnen", berichtet Henner Papendieck weiter, „entweder zugeschüttet oder Tierkadaver hineingeworfen, so daß das Wasser anschließend vergiftet war. Damit wollten sie ein Festsitzen der Rebellen verhindern." Die anfänglichen Auseinandersetzungen zwischen den Tuareg-Kämpfern und den „Verteidigungskräften" der Regierung entartete Schritt um Schritt zu einem Ethno-Konflikt, der alle Volksgruppen Nord-Malis erfaßte und ein Gebiet von der Größe Deutschlands destabilisierte.

„Wie es zum Krieg kam? Nun, Ende der 80er Jahre kehrten viele junge Tuareg aus Libyen zurück. Es waren die Kinder jener Tuareg, die Anfang der 60er Jahre wegen der Massaker an unserem Volk geflohen waren. Diese Burschen hatten ja das Kriegshandwerk in Ghaddafis Islamischer Legion gelernt. Als er sie nicht mehr brauchte, und sie hierher ins Land ihrer Väter kamen, aber die versprochene Wiedereingliederungshilfe nicht erhielten, wollten sie sich mit ihrer eigenen Verarmung und der Unterprivilegierung unseres Volks nicht abfinden", berichtet der 70jährige Tuareg-Chef Mohammed Ali Ag Mahadi, der inmitten der Sahel-Steppe sein spartanisch einfaches Zeltlager aufgeschlagen hat. Auch er flüchtete während des Krieges - oder wie es in Mali beschönigend heißt „pendant les événements" - nach Mauretanien. In den dortigen Camps nannten sie ihn den Präsidenten aller geflohenen Tuareg.

Der wegen einer unter den Tuareg weit verbreiteten Augenerkrankung erblindete Mohammed Ali Ag Mahadi hat die tiefere Ursache des fünfjährigen Waffenganges richtig beschrieben. Die Lösung des Konfliktes wurde bereits in den 60er Jahren verpaßt. „Damals hieß die Losung der Regierung gegenüber den nomadisierenden Tuareg: Seßhaftwerdung oder Krieg", ergänzt Henner Papendieck. Daß die Rebellion der Libyen-Rückkehrer in Mali wie im Niger auf fruchtbaren Boden fiel, hatte folgende Ursachen:

- Durch die schweren Dürren Anfang der 70er und 80er Jahre hatten viele Tuareg ihre Viehherden und damit ihre Existenzgrundlage verloren.

- Die Hilfen des Auslands für die Dürreopfer wurden veruntreut oder als Investitionen in den Süden Malis umgelenkt (Stadtviertel „Sécheresse" in Bamako).

- Generell hatten alle Regierungen seit der Unabhängigkeit die Entwicklung des Nordens vernachlässigt und damit den ohnehin bestehenden Nord-Süd-Antagonismus verschärft.

- Tuareg und Mauren waren tatsächlich unterprivilegiert; beispielsweise hatten sie praktisch keine Ämter in Regierung und Armee inne.

Doch Tuareg-Chef Mohammed Ali Ag Mahadi gesteht auch, daß aus dem legitimen Aufstand rasch ein schmutziger Krieg von beiden Seiten gegen die Zivilbevölkerung wurde, und zwar nach dem ersten Friedensschluß, dem „Pacte National" vom April 1992. Während des zunächst folgenden Waffenstillstandes besuchte der deutsche Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Carl-Dieter Spranger, das Land. Der Minister sagte rasche und unbürokratische Wiederaufbauhilfe im großen Umfang zu. Denn er erkannte richtig, daß ohne eine Stabilisierung des Nordens auch die hoffnungsvoll begonnene Demokratisierung Malis scheitern würde.

Der Tuareg-Konflikt in Mali und im Niger

1960	**Unabhängigkeit** Malis und des Niger von Frankreich
1962-64	**Nord-Mali :** Tuareg-Rebellion gegen Diktatur des schwarzen Südens, Sieg der Zentralregierung bedingt jahrzehntelanges Exil eines Teil der Tuareg (Kerngruppe der 90er Rebellion)
1972-74	**Jahrhundertdürre** am Südrand der Sahara zerstört Lebensgrundlage (Viehherden) der Tuareg - Regierungen setzen **Hunger als Waffe** gegen die als Sicherheitsrisiko klassifizierten Tuareg ein: Binnenflucht (Abwanderung in Städte mit folg. Verelendung bzw. Abwanderung in Ackerbaugebiete und Konflikt mit den ansässigen Bauern) sowie Flucht und Arbeitsmigration ins Ausland, insbes. nach Libyen: Militärausbildung von 20.000 Tuareg und Integration von 7000 Tuareg als Berufssoldaten in die „Islamische Legion" Ghaddafis.
1983-85	**Erneute schwere Dürre** versetzt Tuareg-Nomadentum den **„Todesstoß".** Erneute Fluchtwellen ins Ausland: Im Exil reift militante Idee der „Tuareg-Nation".
1989/90	Tuareg-Kämpfer der Islamischen Legion Ghaddafis und zivile Tuareg-Flüchtlinge kehren auf verbrannte Erde ihrer Heimat zurück: Politische Versprechungen und zugesagte Hilfe seitens der Regierungen Malis und Nigers werden nicht realisiert.
Mai 1990	**Niger:** Massaker von Tchin Tabaraden mit vermutlich 1000 Tuareg-Toten wird zum Auftakt der Tuareg-Rebellion
Juni 1990	Krieg greift auf **Mali** über und eskaliert zu einem Konflikt zwischen den „weißen" Ethnien und der schwarzen Bevölkerung bzw. zwischen dem Norden und Süden des Landes.
Okt. 1991	**Niger:** Bei demokratischer Nationalkonferenz gehen Tuareg leer aus - Eskalation des Wüstenkrieges und Verhaftung aberhunderter Zivilisten.
April 1992	**Mali:** erster Friedensschluß unter Vermittlung Algeriens („Pacte National"), gleichzeitig Wahlen und Etablierung einer demokratischen Regierung.
1993/94	**Mali:** endgültiges Scheitern des Nationalpaktes und Höhepunkt der Auseinandersetzungen
April 1995	**Niger:** Friedensvertrag zwischen Regierung und versch. Tuareg-Rebellengruppen (vermittelt von Frankreich, Algerien und Burkina Faso) - schleppende Umsetzung läßt Konflikt weiter schwelen.
Sept. 1995	**Mali:** Von BRD mit finanzierte Konferenz von Buna: Kriegsbeil wird begraben.
März 1996	**Mali:** „Flamme de la paix" von Timbuktu - Waffenverbrennung und Auflösung der Rebellenverbände - seitdem friedlich!
Nov. 1997	**Niger:** Nach diversen bewaffneten Zwischenfällen und Ausdehnung des Konfliktes auf andere Ethnien erneuter Friedensvertrag unter Vermittlung Algeriens.

Doch als die wenige Monate später entsandten Papendiecks ins Land kamen, entbrannte der Konflikt erneut, und zwar schlimmer als je zuvor. „Damit war eigentlich die Geschäftsgrundlage für unseren Einsatz hier entfallen, denn unsere Arbeit sollte ja auf dem Frieden aufbauen", erinnert sich Frau Dr. Barbara Rocksloh-Papendieck. „Also disponierten wir mit der Rückendeckung Bonns um. Hilfe in dieser Situation mußte heißen: Den Dialog zwischen den verfeindeten Gruppen – d. h. zwischen den Repräsentanten der Zivilbevölkerung – wiederherstellen."

Was aus diesem Vorhaben in der Praxis wurde, faßte der 74jährige Oumayata Ag Cheibane, Chef mehrerer Tuareg-Fraktionen in der Region von Goundam, gegenüber dem Berichterstatter wie folgt zusammen: „Das GTZ-Projektteam hat zunächst alle Gemeinden seines Arbeitsgebietes besucht und dabei sogar das Leben riskiert! Vor allem sind sie aber auch bei den Flüchtlingen in Mauretanien gewesen. Also, die haben zunächst bei allen am Konflikt Beteiligten Überzeugungsarbeit für den Frieden geleistet. Dann organisierten sie Versöhnungstreffen auf Gemeinde- und Kreisebene und im September 95 die überregionale Konferenz von Mbouna. An dieser historischen Konferenz haben über 2000 Delegierte – natürlich auch aus den Flüchtlingslagern – teilgenommen, und auf dieser Konferenz ist das Kriegsbeil endgültig begraben worden. Ohne all diese Treffen wären wir heute nicht hier! Gleichzeitig hatten sie mit ersten Hilfsprogrammen begonnen. Deshalb glaubten wir auch ihren Versprechungen, daß sie uns bei unserem Start in eine neue

Zukunft noch mehr unter die Arme greifen würden. Ohne diese materielle Hilfe hätte es weder Versöhnung noch unsere Rückkehr in die Heimat gegeben! Hätten wir denn nach den Jahren des Krieges auf eine verbrannte Erde – also in den Tod – zurückkehren sollen? Ohne Vertrauen und Hoffnung kann es weder zum Frieden noch zu einem Neuanfang kommen, beides haben uns die GTZ'ler nach Jahrzehnten gegeben."

Flexibler Beistand von außen bewirkt eine historische Kehrtwende

Die Sonne steht hoch oben im Zenit. 42 Grad im Schatten, tödliche Backofenhitze im Freien. Drinnen im Klassenraum erfrischt den ausgelaugten Körper überraschende Kühle. Die dicken Mauern, die vorgebauten arkadenartigen Veranden, das isolierte Dach halten die Glut draußen. So kann denn Bokari Tamboura seinem Job mit Aussicht auf Erfolg nachgehen. Er ist gerade beim Mathematik-Unterricht. Seine 40 Schüler hängen ihm an den Lippen, sind mit ausgelassener Begeisterung dabei, stürmen bei jeder Frage nach vorne. Denn alle wollen an der großen Wandtafel ihre Kenntnisse demonstrieren, gerade jetzt, wo sogar weißer Besuch eingetroffen ist.

„Le Docteur est venu", riefen einige spitzbübisch, bevor wir den neugebauten Klassenraum betraten. Hier im Sahelort Dioura westlich des Nigerflusses und die endlosen 300 Pistenkilometer hinauf nach Timbuktu nennen ihn alle Leute - mit einem Unterton von Respekt - nur „Docteur". Und wer tagelang mit ihm durch „sein Projektgebiet" unterwegs gewesen ist, erlebt hautnah, daß er ein schier unerschöpfliches Energiebündel ist, ein Machertyp, wie man in Europa sagt: Dr. Henner Papendieck, 57 Jahre, Diplom-Kaufmann und Wirtschaftshistoriker, ehemals Chef des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) in Ghana, jetzt – wie bereits erwähnt - in Diensten der GTZ und von deutscher Seite für das verantwortlich, was die Akten in schlichter Abkürzung „Programm Mali-Nord" nennen.

Vom Frieden redet hier niemand mehr. Wir haben ihn ja längst! Die alte Brüderlichkeit zwischen den Bambara, Peul, Bellah und Tuareg ist wiederhergestellt", versichert Lehrer Bokari Tamboura. Dioura mit seiner Mischbevölkerung ist Verwaltungssitz des gleichnamigen Landkreises und liegt am Südrand der Mema.

Die ausgedehnte Mema-Region ist flach wie ein Teller und wandelt sich nach der Regenzeit zu einer begehrten Weidelandschaft, in der das Gras mannshoch steht und daher viele Viehherden anlockt. Jetzt während der Trockenzeit ist die Mema eine ausgedorrte Steppenlandschaft, in der sich nichts bewegt: „Im Sahel kommt und geht das Leben", heißt ein einheimisches Sprichwort.

Auch in Dioura hat der Krieg gewütet, die Schule, Gesundheitsstation, den Veterinärposten, schlicht die ganze Infrastruktur zerstört, vor allem auch die Trinkwasserbrunnen. Die wurden natürlich zuerst aus Projektmitteln wieder instandgesetzt bzw. neu gebohrt. Dann folgte der Bau eines kleinen Verwaltungssitzes. „Denn ohne solche Strukturen" erläutert Papendieck, kann man in so einem riesigen Landkreis keinen tragfähigen Entwicklungsprozeß initiieren."

Den soliden Schulbau aus Projektmitteln, einen neuen Standardtyp in modernisierter Lehmbauweise, hat ein Architekt aus Timbuktu entworfen. Der innere Kern der Mauern besteht aus gepreßten Lehmblöcken, die dann mit einer „Außenhaut" von gebrannten Ziegelsteinen verstärkt und haltbarer gemacht werden. Auf dem von Eisenträgern gehaltenen Wellblechdach ruhen drei voneinander isolierte Lehmschichten. Dieses Konstruktionsprinzip ist bei den 50 Neubauten von Schulen, Gesundheitsstationen und Verwaltungssitzen im gesamten Projektgebiet

dasselbe. Und wie in Dioura werden sie immer von kleinen malischen Unternehmen mit ortsansässigen Hilfskräften errichtet.

„Mit unseren Investitionen in die soziale Infrastruktur haben wir das Entstehen einer Zwei-Klassen-Gesellschaft verhindert. Man kann und darf in einer Nachkriegssituation nicht nur den angeblich Besiegten – in diesem Fall den Tuareg - helfen." Diese an sich banale Grunderkenntnis Henner Papendiecks wird z.B. vom UNHCR und manchen privaten Hilfswerken oftmals vernachlässigt. Zurückgekehrte Flüchtlinge profitieren dann mehr als die Gebliebenen und die intern Vertriebenen. Neue Ungerechtigkeiten und Gefälle entstehen, mit friedensgefährdenden Rivalitäten als Folge. Nicht so im Projektgebiet Mali-Nord.

Daß unsere Maßnahmen alle Bevölkerungsgruppen und Ethnien erreichen – die Tuareg, Mauren, Bellah, Songhay, Fulbe und Bambara -, dafür sorgt erstens unser Beirat und zweitens unsere spezifische dezentrale Struktur", begründet Yehia Ag Mohammed Ali. Der gebürtige Tuareg ist Bankkaufmann sowie Verwaltungswissenschaftler und neben Henner und Barbara Papendieck Mitglied im Leitungsteam des Projektes.

Die drei agieren jedoch gewissermaßen nur als dessen oberste Exekutanten, sozusagen als Geschäftsführer mit Prokura. Denn über alle Hauptmaßnahmen - über die Eckpunkte von Projektpolitik und Strategie - befindet eine Art Mini-Parlament: ein 12-köpfiger Beirat, in dem neben der Regierung die Repräsentanten aller Gruppen des komplexen Vielvölkergebietes verteten sind. So beispielsweise Mohammed Elmehdi Ag Attaher. Der heute über 70jährige war von 1946 bis zur Unabhängigkeit Chef der Kel Antessar, eines großen Tuareg-Verbandes in Nordmali. Auch heute noch gilt Mohammed Elmehdi als eine moralische Institution in Nordmali.

Der Projekt-Beirat ist für ihn „ein unverzichtbares Demokratie-Element und letztlich der Erklärungsschlüssel für die erzielten Erfolge." So habe der Beirat als wichtiges Bindeglied zwischen Regierung und Bevölkerung fungiert sowie dafür gesorgt, daß nichts von oben herab über die Köpfe der Bevölkerung verfügt werde. Auch der „weiße docteur" - GTZ-Projektleiter Henner Papendieck - habe sich den Mehrheitsentscheidungen immer bereitwillig untergeordnet. „So ein Mini-Parlament", schlußfolgert Mohammed Elmehdi, „sollte zur Standardeinrichtung aller Projekte gehören. Anders können sie eine Entwicklung auf breiter Front nicht in Gang setzen."

An der Basis schließlich sorgen die Chefs der 12 Außenstationen dafür, daß die Starthilfen zum Überleben aus eigener Kraft und die Wiederaufbaumaßnahmen allen zugute kommen. Denn die Leiter und Mitarbeiter der Außenstationen stammen aus dem jeweiligen Kreis und gehören ebenfalls den verschiedenen Völkern der Region an.

Entwicklungsorientierte Nothilfe: 2000 Einzelmaßnahmen ließen den Alltag zurückkehren

„Sie sehen es ja mit Ihren eigenen Augen, es ist alles wieder wie früher. Wenn die Geschäfte nicht gehen würden, kämen wir dann mit unseren Waren über die Grenze?", sagt ein mauretanischer Händler auf dem Markt in Léré, unserer nächsten Hauptstation nach Dioura.

Den beschwerlichen Weg durch Steppe und Wüste hat er nicht gescheut. Denn befestigte Pisten oder gar Straßen gibt es im Projektgebiet westlich des Niger nicht. Reisen und Transporte kommen in dieser Riesenregion auch im vierten Jahrzehnt

nach der Unabhängigkeit immer noch einem Abenteuer mit oft ungewissem Ausgang gleich. Und wenn die Regenzeit und die gigantisch weiten Überschwemmungen des Niger das Gebiet heimsuchen, sind viele Orte von der Außenwelt abgeschnitten.

Wieviel zusätzliche Kosten oder volkswirtschaftliche Verluste die nicht vorhandene Verkehrsinfrastruktur verursacht, hat freilich noch niemand berechnet. Ein Faktor, der bei der Diskussion um Straßenbauprojekte oft vergessen wird. Ähnliche Defizite wie bei den Straßen auch bei der übrigen Infrastruktur: Bei unserer 800 km Rundfahrt kommen wir nicht durch einen einzigen Ort mit Elektrizität oder fließendem Wasser, ja selbst die Strom-Generatoren kann man an einer Hand abzählen.

„All dies fordert natürlich seinen Tribut", kommentiert Henner Papendieck. „Ohne Straßen und ohne Pisten ist alles doppelt oder dreifach so schwierig und teuerer als anderswo. Infrastruktur ist nicht umsonst eine notwendige Voraussetzung für nachhaltige Entwicklung." Daß es die Infrastruktur nicht gibt, lag auch an der Haltung des regierenden Südens. Der hat den Norden immer als „Mali inutile" – als eine nutzlose Region – betrachtet.

Der Händler Mamour Ould Ali hat Recht: Der Alltag ist nach Léré zurückgekehrt. Nicht nur der Markt ist übervoll mit Waren. Auch die Wasserversorgung per Brunnen funktioniert wieder; die Gesundheitsstation, der Veterinärposten und der Verwaltungssitz sind instandgesetzt, Impfkampagnen für Mensch und Vieh durchgeführt. Mit dem Neubau der Schule wird demnächst begonnen. Léré ist sozusagen die Hauptstadt der Tuareg zwischen dem „Vallée du Fleuve" und der mauretanischen Grenze. Über Léré und die Nachbarantenne Aratène hat das Programm Mali-Nord einen Großteil der UNHCR-Hilfe an die 80.000 Rückkehrer aus Mauretanien verteilt: Nahrungsmittel, Arbeitsgeräte, Kochgeschirr, Matten, Zeltplanen. Die Projekt- Strategie der Kooperation mit einer Vielzahl von Gebern (außer dem deutschen BMZ auch die EU und UNO) hat nicht nur zusätzliche Mittel mobilisiert, sondern unkoordiniertes Operieren und kostenintensive Doppelstrukturen verhindert.

Überall machen wir bei unserer Rundreise die gleichen Beobachtungen. Der afrikanische oder besser der sahelische Alltag ist in das Projektgebiet von der Größe Baden-Württembergs zurückgekehrt. Und überall versichert man uns, daß dies nur „dank Allah und der deutschen Hilfe" möglich wurde. Von den bereits investierten Mitteln aus dem 45-Millionen-DM-Gesamtbudget (1993-99) haben gut zwei Drittel der 300.000 Menschen, die schätzungsweise im Projektgebiet leben, profitiert.

Wie in Dioura und Léré wurden in etlichen anderen Orten des Projektgebietes Schulen, Gesundheitsstationen, Veterinärposten, Verwaltungsgebäude, Markthallen, Brunnen und Wasserspeicher rehabilitiert und neu gebaut. Zahlreiche Food-for-Work-Programme und die Förderung des Kleingewerbes sowie des Handels haben den bescheidenen Wirtschaftskreislauf in der Region zu neuem Leben erweckt.

„Wir haben damit über 2000 Einzelmaßnahmen in allen Lebensbereichen realisiert, von der Schakale-Bekämpfung - das ist ein ausgefallenes Beispiel - bis hin zur Bewässerungspumpe für die neue Zukunft der Tuareg", bilanziert Henner Papendieck. Etliches kann selbst in diesem Bericht nicht dargestellt werden; so beispielsweise die Alphabetisierungskurse für Erwachsene und die über 30 Frauengruppen, die Barbara Rocksloh-Papendiecks initiiert hat.

Erneute Reise: Ins alte Venedig Schwarzafrikas

„Nach ruhelos durchträumter Nacht und gehoben von den erhabensten Gefühlen traf der erste Schimmer der silbernen Wasserfläche des Niger mein Gesicht. So war endlich der berühmte Fluß erreicht: der den Europäern mystisch vor Augen und Sinnen schwebende Niger, ruhig glitt er dahin." Auf der Veranda der Bozo-Bar, im Flußhafen von Mopti sitzend, lese ich in Heinrich Barths Buch „Die große Reise": Am 20. Juni des Jahres 1853 erreichte der berühmte deutsche Afrikaforscher als erster Europäer den Mittellauf des Niger. Bei seiner hiesigen Ankunft war er – als Araber verkleidet und aus Nordafrika kommend – bereits drei Jahre unterwegs. Ich konnte die rund 600 km Asphaltstraße von Bamako nach Mopti ziemlich bequem in einem Tag zurücklegen.

Wie schon gesagt, „Venedig Schwarzafrikas am Südrand der Sahara" wurde die Stadt genannt. Die vielen Holzboote im überfüllten Hafen vor mir erinnern zwar in ihrer Bauweise ein wenig an die Gondeln Venedigs, aber dem Glanz der italienischen Provinzmetropole kann Mopti nicht das Wasser reichen. Dennoch lohnt dieses lebenspralle Mopti einen Besuch. „Hier kannst Du leicht in unsere Lebenswelt eintauchen. Mopti ist weitaus mehr als unsere Hauptstadt Bamako noch ein Stück altes, originäres Afrika", erklärt mir mein neuer Begleiter Abdallah Coulibaly, der mich als „Kapitän" ins sagenumwobene Timbuktu bringen wird. „Sieh die beiden Schiffe dort unten am Hafeneingang. Die entladen gerade Salztafeln, die aus Timbuktu kommen."

Das fast ganz aus ordentlichen Lehmhäusern erbaute Mopti liegt nördlich der traditionsreichen Stadt Djenné, die - neben Timbuktu - einer der bedeutenden Start- und Endpunkte des Trans-Sahara-Handels war. Selbst der oberflächliche Blick über den Hafen von Mopti verrät, daß die Malier noch immer große Meister im Handeltreiben sind. Boot an Boot liegt im flachen Ufersand. Dazwischen hasten zahllose schweißtriefende Kulis, die alle Ladegüter auf ihren Köpfen hin- und her transportieren. Über allem wölbt sich die beißende Rauchglocke der Holzkohlenfeuer, auf denen die Fische für den Weitertransport geröstet werden.

Die grell-bunten Ornamente, die die Holzplanken der Pirogen und Pinassen schmücken, verleihen der mittelalterlichen Geschäftsszenerie einen Hauch malerischer Idylle. Die wird durch eine ganze Armada von Pirogen noch gesteigert, die im gleißenden – Fluß und Land verzaubernden – Licht der Abendsonne ihr Ziel endlich erreichen.

Diese Pirogen sind Gondel-ähnliche Stocherkähne, die mit purer Menschenkraft über die endlosen Wasserwege des Niger bewegt werden: Drei, vier Meter lange Holzstangen rammen die Schiffer in den wenig tiefen Flußgrund und stemmen damit ihr Gefährt mit seiner schweren Fracht mühsam voran. Die größeren Pinassen, deren beide Kiele spitzzulaufend hoch aus dem Wasser ragen, sind bis zu 20, 30 Meter lang. Sie werden von einem Außenborder angetrieben und besitzen halbkreisförmige Überdachungen, meist aus geflochtenen Matten aus Palmblättern. Eine solche Pinasse mit dem Kapitän Abdallah Coulibaly hatte mir Henner Papendieck für den Trip nach Timbuktu überlassen.

Segenspender Wasserweg durch den Sahel, das Gestade der Wüste

„Mayestätisch" – so Heinrich Barth – „lag der Spiegel des Flusses in der Abenddämmerung ausgebreitet. Hoch erfreut über dieses herrliche Schauspiel saß ich auf dem gewölbten Mattendache unseres schwächlichen Fahrzeuges und schaute mit forschenden Augen über die gewaltige Wassermasse hinaus."

Heinrich Barth auf dem Weg ins sagenumwobene Timbuktu: Als Araber verkleidet und mit seinem Decknamen „Diener des Allerhöchsten" wird er in den Dörfern südlich der Sahara als „Messias" begrüßt, von dem die Leute eine segensreiche Handauflegung erbitten.

Timbuktu erreicht der berühmte deutsche Afrikaforscher im Jahre 1853. Sein Rapport über die sechsjährige Reise umfaßt 3564 Druckseiten.

Kapitän Abdallah Coulibaly hat unsere 12 m lange Pinasse durch das Schiffswirrwar des Mopti-Hafens gesteuert. Mit an Bord ist noch der junge Mohammed Ibrahim, der für die Versorgung und Hilfsdienste zuständig ist. Lebensmittel, Trinkwasser und Sprit haben wir für acht Tage in unserem Boot verstaut, nur frischen Fisch werden wir unterwegs zukaufen. Es ist August, die Regenzeit hat ihren Höhepunkt erreicht. Es ist heiß und feucht, eine tropisch schwüle Dunstglocke hat sich zwischen Himmel und Erde geschoben, der Schweiß rinnt – auch ohne Bewegung – in Strömen.

„Die Luft war denn auch in diesem niedrigen Tale ..... so drückend, daß es mir zuweilen vorkam, als müßte ich ersticken. Besonders hatte ich dieses Gefühl bei der Annäherung eines Gewitters, und einmal war ich in einem ganz verzweifelten Zustand, gerade als wenn mir jemand die Kehle zuschnürte": Am Klima hat sich seit den Tagen Heinrich Barths nichts geändert; es ist während der letzten 150 Jahre für den fremden Besucher eher noch unerträglicher geworden.

Nach 20 Minuten Fahrt sind wir mitten auf dem Niger, genauer gesagt auf einem bis an den Rand des Horizonts reichenden See. Zehntausend Kubikmeter Wasser pro Sekunde bringt der Niger während der Regenzeit aus dem Süden in jenen mittleren Landesteil Malis zwischen Mopti und Timbuktu, der flach wie ein Teller ist. Dann verwandelt sich der „Silberne Strom" rasch in ein Binnenmeer, das noch ausgedehnter als unser Bundesland Baden-Württemberg ist. Doch dieses monatelange „Land unter" wird von den hier lebenden – überwiegend muslimischen – Völkern als Gnade Allahs und der übersinnlichen Mächte betrachtet: Ohne die Segnungen des Nigerflusses, der die Sahelzone Malis durchschneidet, wäre das Leben ein einziger Fluch!

Coulibaly steuert unsere Pinasse am Ufer entlang, das kaum über den Flußspiegel ragt. Gelegentlich passieren wir kleine Dörfer, deren quaderförmigen Lehmhäuser, Stallungen und Getreidespeicher in einem komplexen geometrischen Muster miteinander verschachtelt sind. Das Zirpen Abertausender von Grillen und Honigsauger dringt aus dem Grün des Uferbestandes zu uns herüber. Die auf den

nahen Feldern arbeitenden Menschen winken freundlich, gestikulieren, rufen lachend Worte der Begrüßung und des Willkommens. Die Malier – so fühlt der frappierte Europäer überall in diesem Land – scheinen ganz aus Herz und Seele zu bestehen. Und so ist denn der Islam hier von Offenheit, Liberalität und Humanismus geprägt, auch weil er mit den äußerst toleranten afrikanischen Religionen eine Verbindung eingegangen ist.

„Höre den Geheimnissen des Wassers“

Wir haben die Flußdörfer hinter uns gelassen. Deren idyllische Unberührtheit hat auch manch negative Seiten. Zahllose Ortschaften sind während der Regenzeit nur durch die Pirogen, die Stocherkähne, mit der Außenwelt verbunden. Und das Jahres-Pro-Kopf-Einkommen liegt bei erschreckenden 250 Dollar, sagt die UN-Statistik. Während die deutschen Schulkinder mit Pentiums der III. Generation hantieren und durchs Internet surfen, lernt die große Mehrheit ihrer Alterskollegen in Mali nicht mal das ABC. Die Chancenuhr Gottes ist angehalten, Entwicklung und Veränderung haben sich dem träge dahinkriechenden Fluß angepaßt. Er ist im wahrsten Sinn des Wortes eine Wasserstraße und mit 4200 km Länge Afrikas drittgrößter Strom. Nahezu alle Städte Malis und des Nigerstaates liegen an diesem Fluß, der seit Alters her – mehr als der Senegal – die Lebensachse Westafrikas ist. Die beiden Vielvölkerstaaten zählen übrigens jeweils rund 10 Mio. Einwohner.

Hohe Regenwolken überspannen den Himmel über uns. Das Firmament ist zu einem einzig trüben Grau geworden, zu einem über die Welt gespannten Schirm, durch den Afrikas Glutsonne nur als matte Scheibe zu erahnen ist. Der zum Meer gewordene Fluß schimmert in ähnlich trostloser Farbe. Am fernen Rund des Horizonts verschwimmen das Grau des Flusses und des Firmaments zu einer Einheit. Die Trennung zwischen Himmel und Erde – so scheint es – ist aufgehoben: Eine Symbiose, die unser einsames Boot in der Unendlichkeit des Seins dahingleiten läßt. Und in diesem Meer der Zeit sind Afrikas gegenwärtige Probleme und Katastrophen nur ein kurzer Augenblick der Geschichte ..... Wenn die Wolkendecke aufreißt, läßt die Strahlenflut der tiefstehenden Sonne den Fluß mit seinen Sedimenten wie eine tausendfach gebrochene Spiegelfläche aufblitzen: Der Niger als glitzernder Strom der alten Afrikaforscher, als Silberstraße in die einstige Goldstadt Timbuktu.

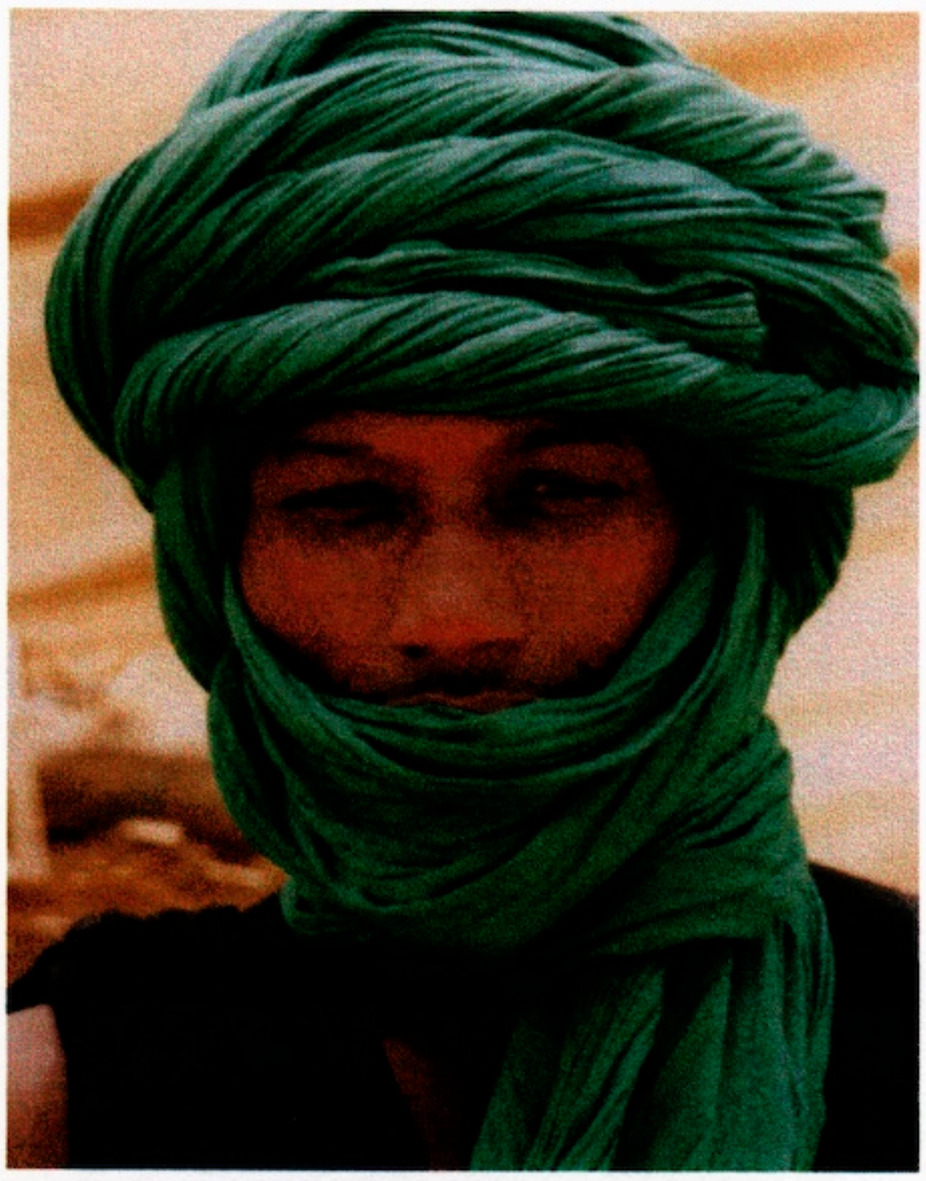
Eine neue und zusätzliche Lebensgrundlage für die alten „Ritter der Wüste“

Dofana: Im Schatten einiger Palmen am Ufer des Nigerflusses sind die Frauen beim Dreschen. Die erste Ernte dieses Jahres ist gerade im Gang. Fünfzehn Frauen stehen im Kreis, in ihrer Mitte ein Haufen Reisstroh mit noch vollen Ähren. Lange Holzknüppel schwingen sie hoch über ihre Köpfe und dreschen dann immer wieder auf den abgeernteten Reisberg. Hundertmal werden sie dies mit allen Kräften tun müssen, bis schließlich alle Reiskörner aus den Ähren gelöst sind. Feiner Staub

wirbelt auf, der einem den Atem abschneidet. Tagelang dauert die Plackerei dieser Ernteprozedur. Oft singen die Frauen dabei jene Lieder aus der Vergangenheit, die vom freien Leben der Tuareg als wohlhabende Nomaden erzählen.

Tuareg-Frauen beim Dreschen

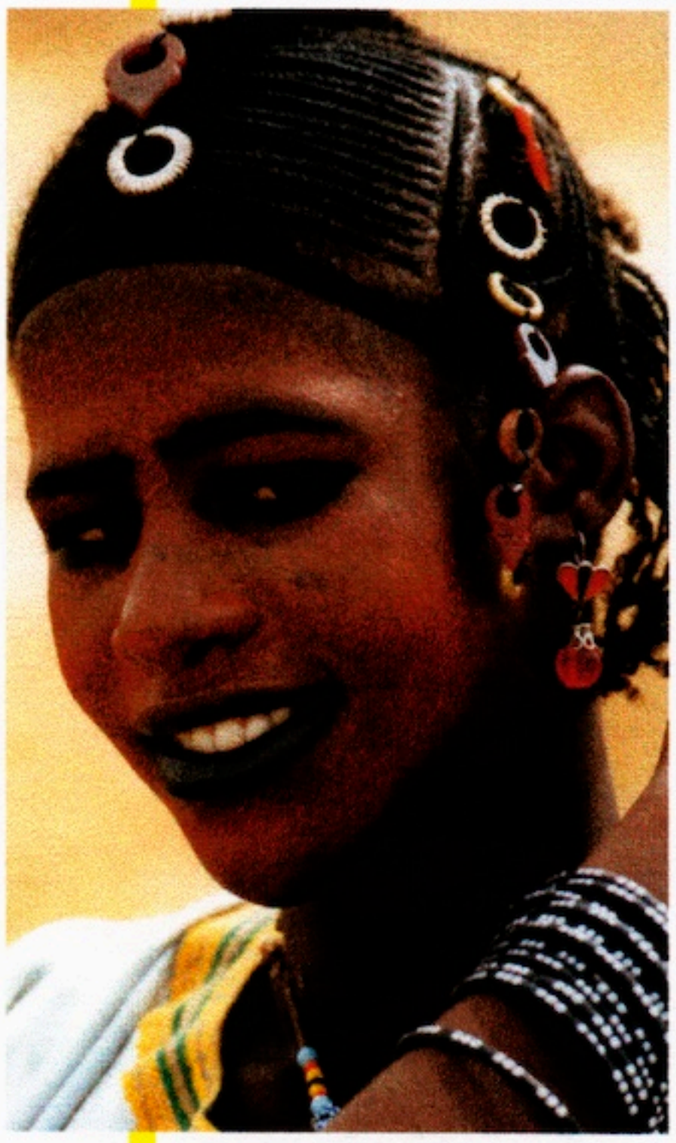
„Wir haben dieses Land urbar gemacht und all die Felder hier - es sind 80 ha - mit eigenen Händen angelegt. Auch die vielen Bewässerungskanäle sind unser Werk“, berichtet mir Abouré Ag Mohammed Ibrahim, einer der jungen Tuareg-Führer von Dofana. Als Abouré noch ein Kind war, kannte seine Tuareg-Fraktion noch keine Landwirtschaft. Heute ist der 38jährige für den riesigen Perimeter - wie die künstlich bewässerten Flächen hier genannt werden - mit Erfolg verantwortlich. „Sechs bis sieben Tonnen Reis pro Hektar haben wir gerade geerntet“, sagt Abouré mit sichtlicher Zufriedenheit. Das wird den 300 Tuaregfamilien in Dofana nicht nur das Überleben sichern, sondern sie auch in ihrer Entscheidung bestärken, daß es richtig war, seßhaft zu werden.



Abouré kann heute schon als „master farmer“ (Modell- oder Musterbauer) bezeichnet werden. Er hat nicht nur die Produktion von Saatgut und das Bestellen der Felder im Griff. Er weiß auch, wie ein neuer Perimeter mit seinem Netz von Haupt- und Nebenkanälen gebaut werden muß. Dabei hat er weder eine Grundschule besucht, noch einen Landwirtschaftskurs absolviert. Seine Kenntnisse hat er - wie er sagt - bei anderen Spezialisten einfach abgeguckt. Bei den Nachbargemeinschaften des schwarzen Songhay-Volkes hat er schon als Spezialist ausgeholfen. Auch die haben jetzt - unterstützt aus Projektmitteln - mehrere Perimeter erhalten. „Ohne die mächtige Motorpumpe der GTZ hätte unser ganzer Selbsthilfe-Elan natürlich nichts gebracht“, gesteht Abouré. Auch er war mit seiner gesamten Fraktion nach Mauretanien geflüchtet.

„Wir sind in den Lagern vom UNHCR gut versorgt worden; zu essen hatten wir genug“, erzählt Abouré. Dennoch hätten sie gerade unter dieser totalen Abhängigkeit vom UN-Flüchtlingshilfswerk wahnsinnig gelitten. „Ein Mann muß arbeiten und den Lebensunterhalt für sich und seine Familie selbst verdienen“, sagt Abouré, der Vater von fünf Kindern ist. „Aber in Mali“, entgegne ich, „behaupten doch viele, die Tuareg seien zu stolz und zu faul zum Arbeiten.“ Ein Lächeln huscht über das feingeschnittene, hellbraune Gesicht Abourés. Niemals verliert er bei Problemen oder kontroversen Diskussionen - das weiß ich aus mehreren Begegnungen - seine Contenance. Mit jener nachsichtigen Güte in seinen großen wachen Augen, die sonst nur bei den Alten anzutreffen ist, antwortet er: „Wer so über uns urteilt, kennt uns nicht! Und außerdem: Marschieren Sie doch mal mit einer Tuareg-Karawane 40 Tage durch die Wüste.“ In den Camps habe er sich schließlich wie im Gefängnis gefühlt; es gäbe nichts Schlimmeres, als aus seiner Heimat vertrieben zu werden. „Das ist eine unerträgliche Schmach. Der Tod ist unausweichlich, doch die Schande muß man nicht ertragen.“ –

„Aber ist es denn nicht auch eine Schmach für Ihr Volk, daß Sie jetzt seßhaft geworden sind? Bedeutet dies nicht den Tod der jahrtausendalten Tuareg-Kultur?“ Abouré, der aus der berühmten Marabout-Familie Sheik Ahmeds stammt, schüttelt den Kopf und erklärt mit jener tief aus dem Innern kommenden Gelassenheit: „Früher hat die Erde unsere Tiere ernährt, und wir haben ausschließlich von den Tieren gelebt. Heute gibt uns die Erde den Reis und die Hirse, und wir ernähren uns damit. Wir haben immer von der Erde gelebt und tun es auch heute noch. So gesehen, gibt es keine substantielle Veränderung unserer Kultur.“



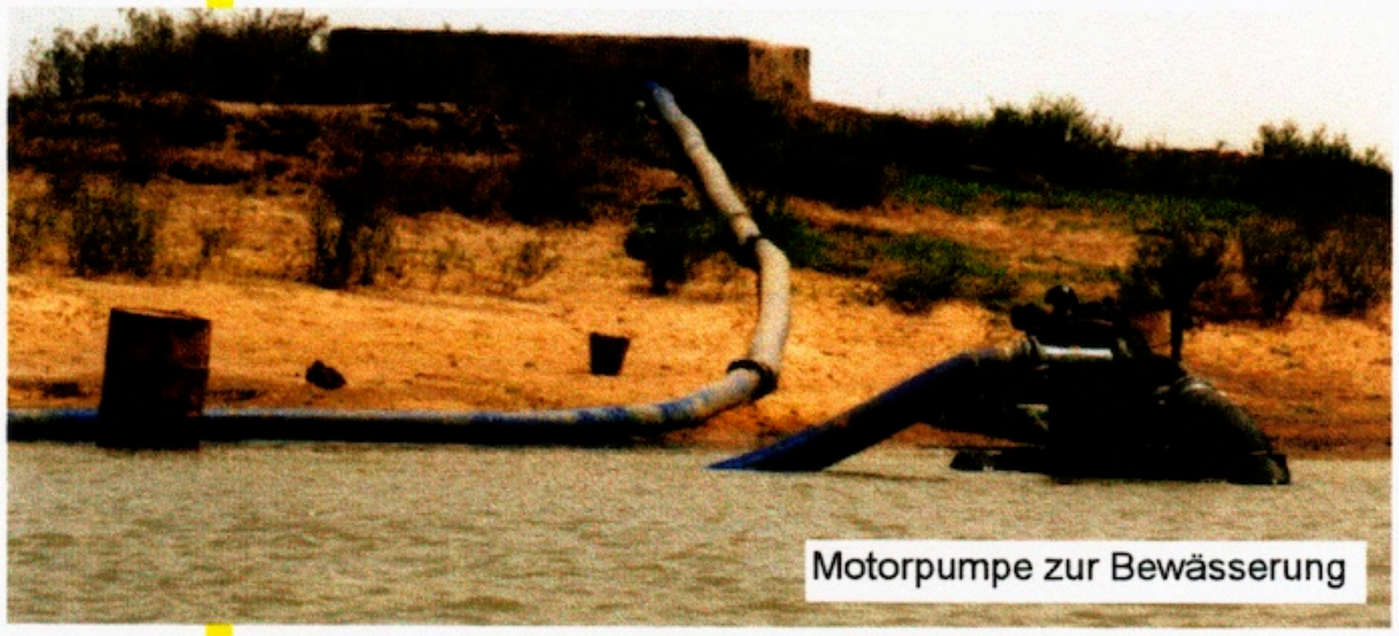
Während zweier Reisen durch Nord-Mali habe ich mit vielen Tuareg und deren Chefs gesprochen. Bei allen ist die Erkenntnis gereift, daß zumindest ein Teil (!) ihres Volkes seßhaft werden und die ausschließliche Viehhalterkultur aufgeben muß. Sie wissen, daß sich die Lebensbedingungen im Sahel verschlechtert haben und daß ihr Volk größer geworden ist. Die Natur erzwingt die Umorientierung und nicht ein Regierungsbeschluß! Wo 1000 Viehhalter leben können, verkraftet das Land keine 2000. Dann wird nämlich die Lebensgrundlage aller zerstört. Der Niger aber, diese Lebensader Malis, besitzt noch ungenutzte Reserven.

Dofana ist nur ein Beispiel: 150 Pumpen von der Größe eines Lkw-Motors hat das Programm Mali-Nord den am Fluß seßhaft gewordenen Tuareg und ihren Songhay-Nachbarn bereits zur Verfügung gestellt. Damit sind schon fast 3.500 ha neuer Felder bewässert worden. Von den Erträgen haben rund 70.000 Menschen - Tuareg, Bellah und Songhay - profitiert. Und jeden Monat kommen neue Perimeter hinzu. Überall gründen sich die neuen Produktionserfolge auf den umgesetzten Selbsthilfewillen der Bevölkerung. Die Betroffenen selbst leisten die Hauptarbeit, wenn die Perimeter-Areale der Natur und dem Busch abgerungen werden. Schritt um Schritt wird damit das GTZ-Konzept der „Entwicklungs-orientierten Nothilfe“ in die Tat umgesetzt. Daß dabei die Bevölkerung ihre ganze Kraft einbringt, liegt an der „Zweiten Revolution“, die Mali derzeit erlebt.

„Die erste Revolution hat der Hauptstadt die Demokratie gebracht, hat die zentralen Machtverhältnisse verändert“, heißt es überall in den kleinen Kreisstädten und Dörfern. „Aber dies ist nun unsere eigene Revolution. Mit der kommunalen Selbstverwaltung werden wir endlich unsere Geschicke selbst

bestimmen können.“ Diese Selbstregierung ist möglich geworden, weil sich die nationalen Regenten erstmals seit vier Jahrzehnten an einem entscheidenden Punkt „mental bewegt“ haben. Sie pochen nicht mehr darauf, alle Befugnisse selbst in der Hand halten zu müssen. Ohne solch geistige Mobilität wird eine forcierte Entwicklung in Schwarzafrika keine Chance haben.

Den größten Teil der neuen Bewässerungsflächen konnte das Projektleitungsteam mit EU-Geldern finanzieren. Die laufenden Unterhaltskosten jedoch werden schon von den Bauern selbst bestritten. Fast fünfzig Prozent ihrer Erträge bringen sie auf den Markt, um von dem Erlös den Sprit für die Pumpen und deren Wartung zu bezahlen. „Wir werden in zwei bis drei Jahren von der Landwirtschaft - und unabhängig von den extremen Schwankungen des Niederschlags - gut überleben können. Es muß uns allerdings gelingen, unsere Perimeter weiter zu vergrößern“, versichert Abouré. Der bereits geglückte Start in die neue Zukunft seines Volkes wird ihm die dafür notwendige Kraft und Ausdauer verleihen.



Motorpumpe zur Bewässerung

„Erstmals seit der Unabhängigkeit haben wir wirkliche Unterstützung erhalten“, heißt es in der Tuareg-Gemeinschaft, bei der der Perimeter-Erfolg schon heute als wirklich gewordenes Märchen gilt. Der 38jährige Abouré Ag Mohammed Ibrahim ist der Vertreter einer neuen Tuareg-Generation, einer Generation, die den Wandel der Geschichte akzeptiert. Entwicklung heißt immer auch Veränderung! Die ideellen Werte und die moralische Kultur müssen dabei nicht aufgegeben werden.

Der Gesamterfolg des Programmes Mali-Nord hat viele Väter und Akteure, die alle demonstrieren:

- Bewaffnete Konflikte sind lösbar, wenn angemessene Friedensstrategien konsequent verfolgt werden und vor allem die Zivilgesellschaft auf breiter Front mitbestimmend beteiligt wird.

- Durchdachter Beistand von außen ist für jede Lösung komplizierter wie langjähriger Konflikte unverzichtbar.

- Finanzielle Hilfe von außen kann nicht nur friedensfördernd sein, sondern kann durch angepaßte wie partizipative Projekte einen selbsttragenden Entwicklungsprozeß auf den Weg bringen.

„Malis neuer Präsident, Alpha Oumar Konaré, hatte sein eigenes Schicksal mit dem Gelingen des Friedensprozesses verknüpft“, resümiert Henner Papendieck, „wir haben uns in diese Politik mit eigener Tatkraft eingereiht.“ Eine Symbiose und Synergie, die zum Ziel führte und das Schicksal eines Landes sowie eines vom Untergang bedrohten Volkes positiv gewendet hat: Das Programm Mali-Nord besitzt wegweisenden Charakter für so manch ungelösten Waffengang im übrigen Afrika.

Vor allem für den „Parallel-Konflikt“ im Nachbarland Niger. Die dortigen Auseinandersetzungen hatten 1990 auf Mali übergegriffen. Allerdings eskalierte der Tuaregkonflikt im Niger nicht so extrem wie in Mali. Gleichwohl wurde auch in

Nord-Niger die ohnehin schwächliche Infrastruktur zerstört, und die Wirtschaftskreisläufe sind zusammengebrochen, hinzu kommen die verschärften Lebensbedingungen im Sahel. Abertausende zurückgekehrter Flüchtlinge und Re-Migranten stehen vor dem Nichts. Der geschlossene Friedensvertrag muß scheitern, wenn es nicht gelingt, einen Wiederaufbau- und Entwicklungsprozeß wie in Nord-Mali zu initiieren. So ist denn 1999 mit deutscher Hilfe ein Parallel-Projekt „Niger-Nord“ angelaufen.

Für die ersten drei Jahre stehen jedoch nur fünf Millionen DM zur Verfügung. Das sind angesichts der Fülle der Aufgaben und des riesigen Projektgebietes zu gering erscheinende Mittel. Dieses knappe Budget resultiert nicht zuletzt aus den stark gesunkenen Entwicklungsaufwendungen der Bundesrepublik. Gemessen am Bruttosozialprodukt wurde bereits 1999 ein Rekordtief seit 1960 erreicht, und der Abwärtstrend ist – entgegen aller Beteuerungen – noch nicht gestoppt. Da dies auch bei anderen Gebern der Fall ist, gehen Impf-, Aufbau- und Friedensprojekte aller Art im globalen Armenhaus Schwarzafrika flächendeckend zurück. „Irgendwann wird unsere Flucht nach Europa der letzte Versuch unseres Überlebens sein“, kommentierte in jüngster Zeit ein afrikanischer Zukunftsforscher.

Literaturangaben

1) Mano Dayak, Die Tuareg-Tragödie, Horlemann Verlag Unkel/Rhein und Bad Honnef 1996

2) Georg Klute, Der Tuaregkonflikt in Mali und Niger, in: Jahrbuch Dritte Welt, Beck-Verlag, München 1996

3) Thomas Krings, Sahel: Senegal, Mauretanien, Mali, Niger; DuMont-Verlag, Köln 1982

4) Wolfgang Neumann, Die Berber, DuMont-Verlag, Köln 1983

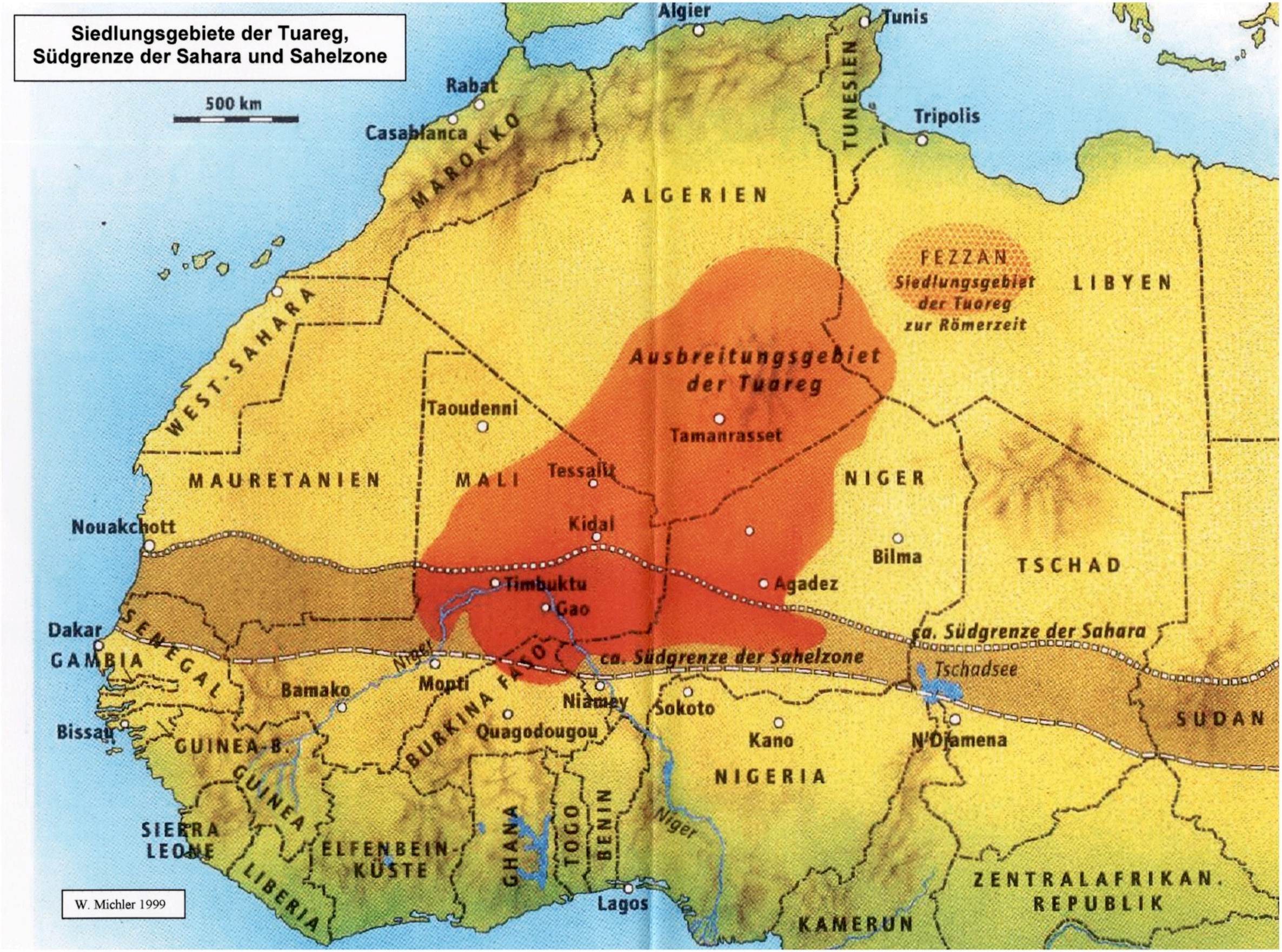
5) Gerhard Göttler (Hrsg.), Die Sahara – Mensch und Natur in der größten Wüste der Erde, DuMont-Verlag, Köln 1984

6) Hans Ritter, Sahel: Land der Nomaden, Trickster-Verlag, München 1986

7) Heinrich Barth, Die große Reise, hrsg. von Heinrich Schiffers, Thienemann Verlag, Stuttgart/Wien 1986

8) Alberto Vázquez-Figueroa, Tuareg (Roman), Goldmann TB, München 1986

Siedlungsgebiete der Tuareg, Südgrenze der Sahara und Sahelzone



W. Michler 1999